

Werner Zanier, **Der Spätlatène- und frühkaiserzeitliche Opferplatz auf dem Döttenbichl südlich von Oberammergau**. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 62. Drei Bände. Verlag C. H. Beck, München 2016. 1076 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Tabellen, 106 Tafeln, 5 Beilagen mit Karten und Profilzeichnungen.

Der Döttenbichl ist eine über den einschlägig tätigen Kollegenkreis hinaus bekannte Fundstelle zwischen Garmisch-Partenkirchen und Oberammergau, die offenbar reale Spuren des Alpenfeldzugs von 15 v. Chr. aufweist. In der Verknüpfbarkeit archäologischer Funde mit historischer Überlieferung, die vor allem durch die inschriftlich belegte Anwesenheit von Soldaten der Neunzehnten Legion möglich ist, liegt ein auch für die interessierte Öffentlichkeit leichter Zugang zum wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn begründet, der sich denn auch in entsprechenden Publikationen und Ausstellungen niedergeschlagen hat. Die bildreiche Landesausstellung »Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer« im Jahr 2000 mit gleichnamigem Begleitband informierte uns über den Döttenbichl, den historischen Rahmen des Alpenfeldzugs und die Interpretation des Befundes: Auf dem Döttenbichl gab es ein Heiligtum, in dem Einheimische nach einem andernorts geführten Kampf mit römischem Militär aufgesammelte Waffen dargebracht haben. Diese These Werners bestand in den Folgejahren gewissermaßen den wissenschaftlichen Plausibilitätstest – sie klang glaubwürdig und wurde meist in der Fachwelt entsprechend zitiert. Wie man das halt so macht. Nun aber geschah etwas, was bedauernswert selten geschieht. Der Ausgräber hat mit einer umfassenden Vorlage der Funde und Befunde sowie der Fundumstände und angewandten Methoden samt naturwissenschaftlichen Untersuchungen gleichsam die Karten auf den Tisch gelegt, so dass es nicht mehr darum geht, ihm auf Basis unserer subjektiven Wahrnehmung und dem fachinternen Zeitgeist zu glauben oder nicht zu glauben, sondern nun ein viel besseres

Nachvollziehen seiner Theorien möglich wird. Chapeau! Weil es selten genug vorkommt, und weil es das Thema verdient.

Der Döttenbichl ist ein Hügel in topographischer Schlüsselposition. Er sperrt den ohnehin schon engen Durchbruch des Ammertals quasi am echten Nordrand der Alpen. Vorher (südlich davon) folgen die Verkehrswege den Vorgaben von Tälern und Pässen; sie umgehen die Berge. Nachher (im nördlich anschließenden Voralpenland) trifft man auf ein Wegenetz, welches auch Bergüberquerungen nutzen kann. Das Toponym ›Döttenbichl‹ wird schlüssig von einem Personennamen plus ›Bühl‹ hergeleitet; dass der älteste Beleg erst 1816 datiert, erklärt sich aus der bis ins Spätmittelalter zurückreichenden Zugehörigkeit zum Kloster Ettal und der damit reduzierten Wahrscheinlichkeit urkundlicher Erwähnung, etwa bei Besitzwechseln.

Die Beschreibung der Fundumstände ist beeindruckend ehrlich. Im Jahr 1990 wurde die Fundstelle als solche von einem Sondengänger entdeckt, was letztlich die Grabungen auch vor dem Hintergrund der Bedrohung durch Unberufene initiierte. Dennoch – oder seien wir realistisch – vielleicht gerade deswegen waren parallel dazu immer wieder Sondengänger auf dem Döttenbichl und in dessen Umgebung aktiv. Die verworrene Aufzählung, wer wann was gefunden hat, gefunden haben soll oder gefunden haben will, kann naturgemäß keine erhellende Klärung der tatsächlichen Umtriebe geben. Vielmehr wird unterstrichen, dass die archäologischen Forschungen auf dem Döttenbichl auch vom Gedanken einer Rettungsaktion geprägt waren. Angesichts der Differenzen zwischen den Zielen des Sondengängers (Schätze, selbst wenn deren Materialwert gering ist) und denen des Archäologen (Erkenntnisgewinne, selbst wenn er sich dabei ebenfalls eines Metallsuchgeräts bedient) zeigt sich einmal mehr, dass eine Zusammenarbeit zwar möglich ist, vertrauensvolle Kooperation aber den Wechsel der Ziele auf Seiten des Sondengängers nötig macht – oder eine fahrlässige naive Grundeinstellung auf Seiten des Wissenschaftlers. Zaniers Schilderungen geben diesbezüglich interessante Denkanstöße. Das gilt auch für das eigentliche Primat des öffentlichen Interesses an solch wichtigen Teilen unseres Kulturerbes, das offensichtlich der Freistaat Bayern nur unzureichend zu wahren wusste. Als juristischer Laie bin ich mir zudem nicht sicher, ob der erwähnte Erwerb eines bei unerlaubter Suche gefundenen Objektes durch die Archäologische Staatssammlung (S. 77) nicht die Eigentumsrechte des Grundeigentümers an solchen herrenlosen Funden (S. 156f.) verletzt. Der Leser mag die Gedanken des Rezensenten als Beleg für die Wirkung der Worte des Autors sehen.

Wenden wir uns nun einer ganz großen Stärke des Verfassers zu, der Fundvorlage und -bearbeitung. Die Funde, darunter immerhin ein bedeutendes Spektrum augusteischer Militaria unmittelbar vor dem zeitlichen Horizont der Rheinlager, werden in Zeichnungen und, wo angebracht, in Farbfotos gezeigt. Dankenswerterweise werden uns auch neuzeitliche bis moderne Objekte

nicht vorenthalten – vielleicht werden zukünftige Forschungen ja hier die als neuzeitlich angesprochenen Zelt-heringe in die Römerzeit datieren. In diesem (unwahrscheinlichen) Fall müsste man nicht in Kisten suchen, was es vom Döttenbichl gibt. Umgekehrt ist vielleicht ein römischer Schuh Nagel doch aus dem neunzehnten Jahrhundert und im Jahr 2084 alles nur eine Frage unscheinbarer Details. Die Originale sind dann vielleicht konservatorisch untergegangen, aber die qualitätvollen Fotos im Katalog noch vorhanden. Zudem sind natürlich auch archäologische Spuren von jugendlicher Freizeitgestaltung im Dritten Reich historische Quellen, die einerseits historische Erkenntnis bedeuten, andererseits auch für die Überlieferungsgeschichte der antiken Befunde relevant sein könnten.

Diese umfassende und sozusagen ›ehrliche‹ Darstellungsart (einschließlich Erläuterung missglückter Radiokarbondatierungen!) offeriert dem Betrachter die Möglichkeiten der Diskussion, des Mitdenkens und Nachvollziehens; ein Umstand, der gerade bei Objekten aus unklaren Befunden bedeutend ist. Da auf dem Döttenbichl neben Grabungsschnitten vor allem mit Metallsuchgeräten gearbeitet wurde, viele Funde also aus nicht eindeutigen Kontexten stammen, ist die umfassende Vorlage umso wichtiger.

Neben der Erfassung in einem Fundkatalog (Band 3) werden die Funde ausführlich besprochen (Bände 1 und 2). Für die Ansprache des Platzes sehr wichtig sind Kartierungen, die passend bei den jeweiligen Fundgattungen angebracht sind und somit langes Blättern ersparen. Zusätzlich finden sich die wichtigsten Kartierungen auch noch als Beilagen in sehr ähnlichem Maßstab. Generell ist der Maßstab der Kartierungen vergleichsweise klein (etwa 1:2300, die meist zwei Millimeter großen Kartensymbole decken also einen Bereich von etwa fünfundsiebzig Quadratmetern realem Gelände ab). Dies wird jedoch dem Umstand gerecht, dass zum einen die Lagegenauigkeit der Funde eigener Projektionen und der in Mitteilungen von Sondengängern divergiert (etwa S. 68), zum anderen die Verbindung zu Befunden schwer ist. Heterogene Fundumstände, beispielsweise oberflächennahe Funde des Detektoreinsatzes und tiefere aus Grabungsschnitten werden in der Erläuterung der Kartierung besprochen (so Nadeln, Pfieme und Ähnliches S. 254–256).

Bei der Kartierung der Pfeilspitzen erinnert man sich ad hoc an das 2008 entdeckte römische Schlachtfeld am Harzhorn, wo anhand der Orientierung der Geschosse Ausgangspunkt und Ziel des Besusses rekonstruiert werden können. Diese aussagekräftige Methode der Schlachtfeldarchäologie kann am Döttenbichl nur stark eingeschränkt angewandt werden, da hier die uneinheitliche Dokumentationsqualität im Wege steht. Immerhin sind Aussagen über die Verteilung der Waffen möglich, die spezifisch bestimmten Kontrahenten zuzuweisen sind (S. 552–559). Wie am Little Bighorn (USA, 1876) oder bei Lauenburg an der Elbe (1813), kann auch am Döttenbichl ein Geschehen rekonstruiert werden: Römisches Legionsmilitär mit Bogenschützen kämpfte

gegen einheimische Krieger (»Räter«), die sich auf dem Hügel befanden. Römische Soldaten wählten offenbar die leichter zugängliche Westseite für ihren Angriff (oder Gegenangriff). Dem entspräche auch die Verteilung der Schuhnägel, für deren eingehende Betrachtung dem Verfasser zu danken ist. Übrigens sollte das Terrain es eigentlich ermöglicht haben, vor den römischen Fernwaffen zurückzuweichen. Möglicherweise kam es in der Folge noch zu einer bedeutenderen Schlacht, deren Ort erst noch gefunden werden muss.

Würde nun also ein unvoreingenommener Leser, der nie vorher etwas vom Döttenbichl gehört hätte, allein die Funde und Befunde gemäß dieser mustergültigen Vorlage betrachten, so käme er wohl zwanglos zu dem Schluss, es hier in erster Linie mit einem Kampfplatz der frühen Kaiserzeit zu tun zu haben. Die eine oder andere Anomalie (wenige deutlich ältere und viele jüngere Objekte, sogar eine jüngere Bestattung am Rande des Döttenbichls, unterschiedliche Erhaltung der Objekte) würde er schulterzuckend hinnehmen: So ist das eben mit dem Wirken von Menschen in Raum und Zeit.

Zaniers bevorzugtes Interpretationsmodell (S. 573) sieht so aus: Einheimische Räter (S. 534) hatten sich vor anrückenden Römern in ihr auf dem Döttenbichl gelegenes Heiligtum zurückgezogen, wurden dort angegriffen und geschlagen. Die Relikte der Schlacht wurden später rituell behandelt, um die Niederlage zu kompensieren und das Heiligtum zu reinigen. Dabei spielten Brandopfer eine wesentliche Rolle. Hinsichtlich der Genese dieses Modells ist wichtig zu wissen, dass der Ausgräber in der ersten Dekade nach Entdeckung der Fundstelle das Modell eines Heiligtums mit Waffenweihungen und Brandopfern, aber ohne dort stattgefundene Schlacht favorisierte (etwa W. Zanier in: RGA XXI [2002] 464 f., s. v. Oberammergau). Und eben dieses Heiligtum wird der Autor jetzt nicht mehr los.

Um es frei heraus zu sagen: Es fällt schwer, ein Heiligtum von vor 15 v. Chr. zu erkennen. Objekte, deren Herstellung voraugusteisch datiert, sind kaum vorhanden (sehr gute Visualisierung der Datierungen S. 474 f. – widersprechend S. 553: »während die übrigen 380 Metallfunde [...] sich auf eine etwa 150 Jahre dauernde Opfertätigkeit verteilen«). Die wenigen, ich zähle zwei Münzen, zwei Fibeln und einen Lanzenschuh, wären als Altstücke im Inventar der Sachkultur einer augusteischen Gruppe vollkommen unauffällig. Dass einige chronologisch noch unempfindlichere Stücke mit Datierungsspannen über Mittel- und Spätlatènezeit die Nutzung des Opferplatzes (sic!) bereits im dritten oder zweiten vorchristlichen Jahrhundert denkbar erscheinen lassen (so S. 476 – gegenteilig S. 737), ist auf dieser Grundlage eine agnostische These. Es bleibt der Platz eines Gefechts im Rahmen des Alpenfeldzugs, der nachfolgend verschiedentlich genutzt wurde – in den Jahrzehnten danach durchaus plausibel als Heiliger Ort betrachtet und Schauplatz entsprechender Rituale. Dass zu diesen Ritualen auch das Verbrennen von im Kampfgetümmel verlorenen Römersandalen und das folgende Deponieren einzelner, aus der Asche gelesener

Schuhnägel gehört habe (S. 377) oder das Verbiegen und Durchglühen von Pfeilspitzen (S. 341 f.), erscheint mir nicht ausreichend begründet und auch nicht von vergleichbaren Fundorten hinreichend mit Parallelbefunden gesichert.

Was spricht für ein Heiligtum beziehungsweise geht über einen ritualisierten Umgang mit einem Schlachtfeld hinaus? Dreh- und Angelpunkt solcher Thesen ist die anhand einer einzigen untersuchten Pfeilspitze belegte Brandpatina, die bei über ein bis vier Stunden herrschenden Temperaturen zwischen siebenhundert und achthundertfünfzig Grad und folgendem raschen Abkühlen entstanden sein dürfte (S. 751). Etwa zwei Drittel aller Bronzeobjekte außerhalb der Brandbestattung weisen allerdings keine Brandspuren auf, nur ein gutes Viertel der eisernen Objekte sei sicher verbrannt worden – wobei der Autor (S. 483) den Brand aus der guten bis sehr guten Erhaltung folgert, die für ihn zwingend mit einer Brandpatina verbunden ist und diese wiederum von einem Opferfeuer herrührt.

Warum muss eine vor Rost schützende, artifizielle Patina so nötig von Opferfeuern stammen? Die zudem noch stundenlang gebrannt haben sollen? In denen die Besiegten die Waffen der Sieger opferten? Arthur Conan Doyle alias Sherlock Holmes würde sagen: »Wenn man das Unmögliche ausgeschlossen hat, muss das, was übrig bleibt, die Wahrheit sein, so unwahrscheinlich es auch klingen mag«. Theoretisch gilt das auch für die Archäologie, doch in der Praxis können zu viele Möglichkeiten der Befunderklärung nie ausgeschlossen werden. Mit Karl Popper sollte eine wissenschaftliche Theorie daher falsifizierbar sein, und wenn die Falsifizierung nicht gelingt, ist die Theorie wahrscheinlich zutreffend. Ist es logisch unmöglich, eine Theorie zu falsifizieren, ist sie nicht wahr, sondern nur schlecht.

Zaniers eigene Aufgabenstellung »Obwohl man über Spekulationen und vage Vermutungen nicht hinauskommt, soll dennoch versucht werden, ein ungefähres Bild zu zeichnen, wie man sich die religiös-kultischen Inhalte und Handlungen vorstellen kann« (S. 544) steht exemplarisch für ein Grundproblem des archäologischen Erkenntnisgewinns aus Hinterlassenschaften schriftloser Kulturen: Das Unmögliche wird immer wieder mit großem Erfolg versucht. Ob man sich hierbei einer konsensfähigen Phantasie bemüht, Parallelen in eigenen Verhaltensmustern sieht oder sich der Theorien anderer Disziplinen bedient – im Ergebnis entsteht ein in sich schlüssiges Gesamtbild, dessen Verknüpfung mit der Realität jedoch weder beweisbar noch widerlegbar ist. In solche Bilder lassen sich Unklarheiten mit Spekulationen einfügen; die Plausibilitätsprüfung erfolgt dann anhand des konstruierten Gesamtbildes als Bezugsrahmen. Beispielsweise kann eine defekte Fibel gewiss absichtlich und geplant zerstört worden sein, sie kann aber auch aus Versehen und unbeabsichtigt zu Schaden gekommen sein. In beiden Fällen ist wiederum eine ritualisierte weitere Verwendung möglich, als Opfergabe oder Reliquie einer Schlacht. Es eröffnen sich schon aus dieser knappen Überlegung mindestens vier mögliche

Schicksale für das Objekt. Ohne Gesamtbild würde man sich wohl kaum auf eines festlegen wollen.

Nun ist nicht mehr funktionsfähiges Sachgut bekanntlich kennzeichnend für Siedlungen und auch für Schlachtfelder (ein solches postuliert der Autor mit guten Gründen). Verbogene Pfeilspitzen, defekte Fibeln, Sensen mit abgebrochener Spitze (S. 479 f.) – selbst wenn wir uns auf eine absichtliche Unbrauchbarmachung einlassen: Warum muss die Intention bei der Zerstörung so auf die Opferung festgelegt werden? Warum werden Kampfgetümmel oder nachgefechtliche Praktiken ohne Verbindung zu Opferhandlungen praktisch nicht in Erwägung gezogen?

Das liebgewordene Modell »alpiner Brandopferplatz« steht bei der hier vorgelegten Interpretation des Döttenbichls wirkmächtig Pate, über lang andauernde Opferfeuer (S. 550), Brandaltar (S. 545) bis zum Vorschlag einer »Festwiese« (S. 495) sowie den mutmaßlichen religiösen Hintergründen. Fast möchte man folgern, ein römisches Detachement hätte sich mit Gewalt und ohne Rücksicht auf die religiösen Belange der Eingeborenen deren Brandopferplatzes bemächtigt, obwohl Zanier nur von Heiligem Hain (S. 573), Naturheiligtum (S. 541) und Opferplatz (S. 541 f.) spricht. »Weil Feuerstellen oder Brandschichten auf dem Döttenbichl fehlen, sind keinerlei Spuren pflanzlicher Opfergaben vorhanden[,] obwohl solche unbedingt vorauszusetzen sind. Hingegen ist das nahezu vollständige Fehlen von Tierknochen, vor allem der für die alpinen Brandopferplätze typischen kalzinierten Knochen aussagekräftiger und spricht gegen blutige Tieropfer auf dem Döttenbichl« (S. 542). Also eben kein Brandopferplatz im herkömmlichen Sinne des Begriffs.

Die Möglichkeit von Tieropfern ohne Produktion kalzinierter Knochen wird gar nicht in Erwägung gezogen; offenbar können Tieropfer im Alpenraum wohl nur auf Brandopferplätzen dargebracht worden sein. Einen solchen gibt es auf dem Döttenbichl aber nicht – obwohl man hier Waffen und Schuhe verbrannt haben soll. Pflanzliche Opfer, von denen es keinerlei Spuren gibt (selbst Keramikgefäße als eventuelle Transportbehälter sind kaum belegt), werden dagegen als Selbstverständlichkeit betrachtet. Diese Verknüpfung der Interpretation mit dem Modell »alpiner Brandopferplatz« ist nicht sehr glücklich und zwingt dem Autor Gedankengänge auf, die in Zirkelschlüssen enden.

Die Materialuntersuchungen an zwei eisernen Pfeilspitzen sind frei von einem Erklärungsmodell, die vegetationsgeschichtlichen Untersuchungen durch Martin Kleiner lassen selbigen auf eine Brandrodung in zeitlicher Nähe des Alpenfeldzugs schließen (S. 727 f.). Selbst wenn angemerkt werden muss, dass Radiokarbondatierungen nicht so scharf sein können, wie es scheint, eine solche Rodung also auch erst beispielsweise in claudischer Zeit stattgefunden haben könnte – der Erklärungsansatz hat Gewicht. Wenn Relikte eines Gefechts, ganz spekulativ, auf einem hölzernen Gerüst präsentiert worden wären, und dieses bei einer aus dem Ruder laufenden Brandrodung in Flammen aufgegangen wäre,

hätte das nicht auch Brandpatina erzeugen können? Ohne hinreichende Kenntnisse um die Gesamthäufigkeit von Brandpatina auf römischen Geschossen ist es zudem schwer, das Besondere der Funde vom Döttenbichl hervorzuheben. Da die Verarbeitung von Eisen unter Berücksichtigung von Anlauf- und Glühfarben zur Erzielung bestimmter Eigenschaften wohl so alt ist wie das Handwerk des Eisenschmieds selbst – man denke an Swen Rinmanns zahlreiche Anleitungen zu Rostschutz, Härte und Elastizität des Werkstoffs Eisen aus dem achtzehnten Jahrhundert –, könnte eine Brandpatina auch Produkt eines gewollten oder ungewollten profanen Prozesses sein. Das Auktionshaus Hermann Historica bot am 25. Oktober 2016 (Pos. 2478) übrigens ein römisches Geschossbolzenfragment der »mittleren Kaiserzeit« an, welches ebenfalls »Brandpatina« aufwies.

Werner Zanier hat seine Forschungen am Döttenbichl sauber vorgelegt; widersprüchliche Befunde und sogar Fehler werden nicht verschwiegen, Interpretationen sind von Fund- und Befundbeschreibungen konsequent getrennt. Dem Fachpublikum wird es möglich, eigene Schlussfolgerungen zu ziehen, die sogar von denen des Autors abweichen können. Das dreibändige Werk, prinzipiell farbig, von hervorragender technischer und gestalterischer Qualität, verdient unbedingt Beachtung!

Mainz

Peter Haupt